

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337305](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337305)

wäre sein Ruhm und sein Verdienst um nichts geringer.

Gutenberg wusste sich nach dem vernichtenden Schläge, den ihm Fust zugefügt hatte, mit zäher Energie wieder aufzuraffen. In einem Doktor Humery fand er einen neuen Geldgeber, so dass Gutenberg bis zu seinem Tode im Besitze seiner neuen Offizin geblieben ist. Aus ihr ging im Jahre 1460 ein neues grosses Werk hervor, das sogenannte Katholikon, eine zu jener Zeit sehr beliebte grammatikalisch-lexikalische Kompilation eines Dominikanermönchs. Es ist ein Grossfolioband von 374 Blättern, in gespaltenen Kolumnen von je 66 Zeilen. Die Schlusschrift lautet: «Unter dem Beistande des Allerhöchsten, auf dessen Wink die Zungen der Kinder beredt werden, und der oft den Kleinen enthüllt, was er den Weisen verbirgt, ist dieses vortreffliche Buch, das Katholikon, im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1460, in dem gesegneten Mainz, einer Stadt der deutschen Nation, die Gottes Huld mit einem so hohen Geisteslichte, einem freien Geschenk seiner Gnade, vor den übrigen Völkern der Erde vorzuziehen und auszuzeichnen für würdig befunden hat, nicht mit Hilfe von Rohr, Kiel oder Feder, sondern durch das wunderbare Zusammenstimmen von Mass und Verhältnis der Patronen und Formen gedruckt und vollendet worden.» Da die Typen des Katholikons von Fust und Schöffer niemals gebraucht worden sind, eine dritte Druckerei damals aber in Mainz nicht bestand, so rührt dies Buch unzweifelhaft von Gutenberg her, aber weshalb er sich auch jetzt nicht als Drucker genannt hat, ist noch ein ungelöstes Rätsel. Dass er es aus angeborener Schüchternheit unterlassen habe, oder weil er dem Allerhöchsten allein die Ehre habe geben wollen oder dass er sich durch die prächtigeren Drucke von Fust und Schöffer beschämt gefühlt habe oder weil er sich als Edelmann zu keiner mechanischen Kunst habe bekennen wollen, sind handgreifliche Hypothesen.

Im Jahre 1462 wurde die Stadt Mainz in einem heftigen Kampfe zwischen Dietrich von Isenburg und Adolf von Nassau, die sich um das Erzbistum raufen, durch Feuer und Sturm verheert, wobei auch die beiden Druckereien untergingen. Jedoch gewann Gutenberg nun

einen friedlichen Lebensabend; der Sieger Adolf von Nassau nahm ihn am 18. Januar 1465 unter sein Hofgesinde auf, gab ihm jährlich ein Kleid, zwanzig Malter Korn und zwei Fuder Wein, befreite ihn von Schatzung, Wachen, Folge und anderen Diensten. Eine neue Druckerei in Eltville, der Residenz Adolfs, scheint unter Leitung oder doch unter Beihilfe Gutenbergs errichtet worden zu sein; sie druckte in den Typen des Katholikons, und einer der beiden Drucker verschwägte sich mit Gutenberg. Er selbst hat anscheinend seinen Wohnsitz in Mainz behalten, wo er auch begraben worden ist. Sein Grab ist verschollen, und selbst sein Todestag lässt sich nicht genau angeben; er muss nicht weit vor dem 24. Februar 1468 gefallen sein, denn an diesem Tage verpflichtete sich Humery gegen Adolf von Nassau, die von Gutenberg bei dessen Tode hinterlassenen Druckgeräte nur in der Stadt Mainz zum Drucken zu gebrauchen, sie auch nur einem Mainzer Bürger zu verkaufen, oder diesem doch das Vorkaufsrecht zuzugestehen.

Die schnelle Verbreitung seiner Kunst hat Gutenberg noch in ihren Anfängen erlebt. Sie datiert von der Verwüstung der Stadt Mainz im Jahre 1462, wodurch namentlich die Gehilfen von Fust und Schöffer in alle Welt zerstreut wurden. Doch wäre sie trotz dieses äusserlichen Hebels nicht zu verstehen, wenn die europäische Kultur auf der damaligen Höhe ihre Entwicklung nicht nach dem «wunderbaren Geheimnisse» gelechzt hätte wie dürres Land nach einem befruchtenden Regen.

P. W.

Kasernenhofblüte.

Unteroffizier: «Halten Sie die Schnauze, oder ich schlage Ihnen eins in die Fresse, dass Ihnen die Zähne paarweise in den Hals hinunterfahren und, in Stahlfedern umgewandelt, zum Hintern hinausfahren und sektionsweise Parademarsch üben.»

Theorie und Praxis.

Vater (seinen Sohn ermahmend): «Der Mensch soll in allem, was er tut, immer äussere Ruhe und überlegenen Gleichmut bewahren.» (Als der Sohn zum Fenster hinaussieht): «Himmeldonnerwetter, Lausbub, hör' doch zu, wenn ich dir was sage!»

Ein Wiedersehen.

Weihnachten Anno 186...
In einem Häuschen der...
Vorstadt von Wien sind
zwei Personen, noch jugendlich kräf-
tig, damit beschäftigt, einem armseli-
gen Christbäumchen seine letzte Zierde
zu geben. Der Christbaum steckt in
einem Brettchen; er ist klein, und an
seinen Zweigen hängen fünf Äpfel
und ein Dutzend vergoldeter Nüsse
samt einer kleinen Engelsfigur aus
Marzipan, welcher man auf den ersten
Blick ansieht, dass sie schon manches
Mal das Christfest mitgemacht hat. Im
übrigen flattern bunte Streifen von
Papier und kleine Seidenbändchen
überall vom Bäumchen. Ein anderes
Geschenk ist nicht da.

Eben hat der Mann das letzte der
sieben Kerzchen angezündet, welche
auf dem Bäumchen brennen. Seine
Frau öffnet die Tür und ruft die Kin-
der herein.

Welche Freude.

Die paar Lichtlein, die Äpfel und
Nüsse auf dem Bäumchen — sie haben
den Kinderherzen denselben Zauber
angetan, als ob sich die reichsten
Schätze in den Zweigen bergen wür-
den. Die fünf Kinder jubeln laut auf
und betrachten mit inniger Freude das
Bäumchen. Jedes Lichtlein, jede glän-
zende Nuss, jeder Zweig wird be-
sehen, bewundert und weckt neue
Freude. Eine dicke, schwere Träne ist
der Mutter ins Auge getreten, als sie
diesmal den Kindern die Tür geöffnet
hat zur Christbaumfeier. So armselig
ist's noch nie gewesen. Aber die Kin-
der sind bescheiden, wohlgezogen; sie
sind völlig zufrieden mit dem, was da
ist, und kein Misston stört die Feier.

Das macht auch Vater und Mutter
heiter; sie werden wieder Kinder mit
den Kindern; und wenige Minuten
später singt die ganze Familie, vom

Kleinsten bis zum Grössten, aus voller
Brust das liebliche Lied:

O tröstliche Zeit,
Die alle erfreut!
Du linderst die Schmerzen
Du weckest die Herzen
Zum Danke, zur Liebe, zur himm-
[lischen Freud!

«Zur himmlischen Freud»! tönts
noch einmal leise nach. Eben will die
Mutter die zweite Strophe anfangen,
da klopfts draussen.

Auf das verwunderte und halb er-
schrockene «Herein»! des Vaters
öffnete sich die Tür, und eine Hohe,
allem Anscheine nach vornehme Dame
trat ein. Sie war mit einem Mantel
bekleidet, welcher ihre Gestalt ganz
bedeckte, und ein dichter, dunkler
Schleier verhüllte ihr Angesicht fast
gänzlich.

Einen Augenblick schaute sie um
sich in dem Zimmerchen, dann fragte
sie mit wohlklingender Stimme:

— Bin ich hier bei dem Tischler-
meister Bernhard?

— Der bin ich, sagte der Haus-
vater und trat einen Schritt vor.

— Kann ich einen Augenblick mit
Ihnen sprechen?

— O ja, war die Antwort des Vaters,
und seine Frau trat freundlich grü-
send an seine Seite.

— Es erscheint allerdings etwas zu-
dringlich, begann die Unbekannte;
allein was ich Sie fragen möchte, ist
zu Ihrem Besten gemeint. Ich bitte
Sie also nur um Vertrauen zu mir.
Haben Sie Arbeit?

Mit einem Seufzer sagte der Mann:

— Allerdings, aber ich verdiene
fast nichts dabei. Und seine Frau
wollte reden, aber die Tränen liefen
ihr die Wangen herab. Ach, der Jud,
der Jud! jammerte sie, sehen Sie,
schon seit einem halben Jahre hat er

uns in seinen Krallen. Wir haben ihm die kleine Schuld schon zehnfach bezahlt, aber er hat immer wieder einen neuen Schuldschein in der Hand, und ganz können wir nie fertig werden. Es ist, als ob ers einrichtete, dass wir nie bezahlen können. So plagt und schindet sich mein Mann seit einem halben Jahr Tag und Nacht, und was wir einbringen mit Not und Sorgen, mit Fasten und Sparen, das nimmt Woche für Woche der Jud. Mein Mann arbeitet rein für ihn und muss sich noch bedanken, dass er ihn nicht anklagt. O wie glücklich waren wir vorher! und jetzt? Blutarm sind wir, und wer weiss, ob unser Häuschen uns noch lange bleibt?

Nicht ohne sichtliche Bewegung hatte die Fremde zugehört.

— Sie müssen mir schon noch eine Frage erlauben, sagte sie jetzt. Wie heisst Ihr Gläubiger?

Der Mann nahm verschiedene Papiere aus dem Wandkästchen und präsentierte dieselben der Dame.

— Hier steht die Adresse, sehen Sie, — Sie mögen sich darüber befragen.

Sie fing fort zu fragen:

— Und wieviel macht denn die Schuld, wenn man fragen darf?

— Hundertzwanzig Gulden, sagte der Mann langsam und senkte den Kopf.

Eine Pause entstand.

— Wenn Ihnen jemand diese Summe unverzinslich und aufkündbar leihen würde, wollten Sie diese Schuld bezahlen und würde Ihnen geholfen sein? fragte die Dame jetzt mit weicher Stimme.

Sprachlos standen der arme Tischler und sein Weib da.

Die Tränen traten ihm ins Auge; mit halb erstickter Stimme murmelte er:

— O, ich bitte Sie um Gottes willen, treiben Sie an diesem heiligen Abend keinen Scherz mit dem Unglück armer

Leute! Wir dürfen ja das nicht erwarten und hoffen.

Statt aller Antwort zog die Dame ihre Börse und sagte:

— Schreiben Sie einen Schuldschein auf 120 Gulden, das Geld ist schon da. Damit übergab sie der Frau des Tischlers eine Anzahl Banknoten:

— Zählen Sie, ob's richtig ist.

Diese aber erfasste die, feine, schmale Hand der Unbekannten und küsste sie, indess die Tränen ihrer Freude darauf fielen; dann rief sie aus:

— Kinder, kommt! Joseph, Maria, Rudolf, Thérèse, schnell kommt und saget der Dame tausendmal Vergelt's Gott. Und wie mit einem Zauberschlag war die Dame umringt von den blühenden Kindern, welche Kleider und Hände ergriffen, küssten und freudig lachend zu ihr aufsahen, indem sie ihren Dank auf jede Weise auszudrücken suchten.

Der vierjährige kleine Rudolf gefiel der Dame besonders. Sie nahm ihn auf den Arm und herzte ihn, während er mit seinen hellen Augen forschend durch den Schleier zu blicken suchte.

Jetzt nahte der Mann mit der Schrift:

— Hier ist der Schuldschein; Sie können nachsehen ob er richtig ist; aber die Schrift ist schlecht — ich habe kaum schreiben können vor lauter Freude. Vergelt's Ihnen Gott tausend- und abertausendmal in diesem und im anderen Leben, dass Sie mich und meine Familie gerettet haben.

— O Thérèse, wandte er sich zu seinem Weib, wie glücklich sind wir jetzt, Welch eine Weihnachten!

Und wieder zu der Dame gewandt, fuhr er fort:

— Wir versprechen es Ihnen, so wahr Sie uns gerettet haben und dastehen, dass wir jeden Abend alle zusammen fünf Vaterunser für Sie beten werden, solange noch eines von uns

am Le
Die
genom

sie im
Rudi,
dem C

Ked
nächs

— I
halte

mit d
Bäum

Schul
gehalt

ihm a

—
Christ

rasch,
Tisch,

und v

Abc

—
muss

Der
wider

—
sche?

sich
etwas

wahr

—
die D

laut,
hörte.

—
Ka

so ba
hoben

gung,
heutig

Ein

Aber
Neug

edelst
Dank

schlu
zwölf

ein v

am Leben ist — ich, Weib und Kinder.

Die Dame hatte den Schuldschein genommen.

— Rudi, fragte sie den Knaben, den sie immer noch auf dem Arme hatte, Rudi, welches ist dein Lichtchen auf dem Christbaum?

Keck zeigte Rudolf auf eines der nächsten Lichtchen.

— Da nimm einmal das Papier und halte es darüber, sagte sie und trat mit dem Kinde nahe an das ärmliche Bäumchen. Der Kleine hatte schon den Schuldschein genommen und ans Licht gehalten, so dass er hell aufflammend ihm aus der Hand fiel.

— So, da ist noch etwas für den Christbaum, sagte die Dame jetzt rasch, legte ein Goldstück auf den Tisch, setzte den kleinen Rudolf ab und wandte sich schnell der Türe zu.

Aber dieser hielt sie am Kleide.

— Komm, du liebe Frau, rief er, ich muss dir noch etwas ins Ohr sagen.

Dem Kinde konnte die Dame nicht widerstehen.

— Was willst du denn, kleiner Bursche? sagte sie freundlich und beugte sich zu ihm nieder. Er flüsterte ihr etwas ins Ohr, aber so leis, dass er es wahrscheinlich selbst nicht verstand.

— Du musst es lauter sagen, sprach die Dame; und Rudolf sagte ihr jetzt laut, dass man es im ganzen Zimmer hörte, ins Ohr:

— Lass mich dein Gesicht sehen.

Kaum hatte er das Wort gesprochen, so bat die ganze Familie mit aufgehobenen Händen um diese Vergünstigung, «damit sie ein Andenken an den heutigen Abend habe».

Einen Augenblick zögerte die Dame. Aber sie sah, dass es sich nicht um Neugierde handelte, sondern um die edelste und reinste Verehrung und Dankbarkeit. Sie erhob die Hand, schlug den Schleier zurück, und die zwölf Augen der Familie blickten in ein wunderbar schönes, jugendliches

und fröhlich lächelndes Frauengesicht von ausserordentlicher Feinheit und Hoheit. Eine Flut von goldenen Haaren blinkte unter dem Hut hervor. Ein paar Augenblicke dauerte es, dann fiel der Schleier wieder:

— Behüt euch Gott, klang es weich und milde, und die Fremde war verschwunden im Dunkel der Nacht. Draussen hatte sich noch eine Dame zu ihr gesellt...

Dieses Angesicht, wo hab ich es schon gesehen? murmelte der Tischler; jedenfalls werde ich es in Ewigkeit nicht vergessen.

**

Am Kaiserhofe war tiefe Trauer. Die Lakaien waren beflort an Hut und Ärmel, das Militär desgleichen, in grosser Uniform mit Trauerbändern zogen die Hofleute ins kaiserliche Palais. Still und stumm stand eine unzählige Menge Volkes, alle in Trauer gekleidet, von den Strassen in dichter Reihe bis zum Portale, wo sie langsam verschwanden, um auf der andern Seite wieder herauszukommen. Es waren diejenigen, welche die Leiche aus kaiserlichem Stamme, wie sie aufgebahrt im grossen Saale des Palastes lag, noch einmal schauen wollten. Schwarz war alles ausgeschlagen. Weihrauchduft durchzog den hohen Raum, zahllose Wachskerzen brannten ruhig rings um den prächtigen Pfühl, auf welchem die Leiche, allen sichtbar, gebettet war. Offiziere standen als Ehrenwache da. Unten, an der aufgebahrten Leiche vorüber, zog lautlos, mit entblösten Häuptern, der Menschenstrom in langsamem Gange zu einer Tür herein, zur andern hinaus. Manches Auge wurde feucht, als es die jugendliche Leiche sah. Es war die junge Herzogin E... Wie ein zartes Wachsgebilde lag sie, weiss gekleidet, auf dem Paradebette. Die Hände waren gefaltet, die Augen geschlos-

sen, um den Mund spielte es wie ein leises, friedliches Lächeln; ein zarter Hauch von Roth schien noch auf den Wangen geblieben zu sein, und unter dem Kranz von weissen Rosen schimmerte die goldene Flut der Haare heraus. Überirdische Schönheit, heiliger Friede umwebte das Bild der Toten. Regungslos, kalt und still lag ihre jugendliche, jungfräuliche Hülle hier. Sie wurde nichts von all dem gewahr, was um sie vorging; sie sah nicht die Tränen der Leute, sie hörte nicht das Lob ihrer Tugenden, das die Vorübergehenden sich zuflüsterten.

Auch der Tischler Bernhard war unter den Passanten. Sein Rudolf, jetzt etwa sechs Jahre alt, hatte ihm keine Ruhe gelassen. Ihm zulieb war er gegangen. Im Gewühle hatte er den Knaben auf den Arm gehoben, damit

dieser das Paradebett besser sehe.

— Vater, Vater, unsere schöne Frau! hallte jetzt plötzlich die Stimme Rudolfs durch den Saal.

Der Tischler stand unbeweglich da vor der Leiche. Seine Augen waren weit geöffnet — einen Augenblick, dann rollten zwei grosse, schwere Tropfen ihm über die Wangen.

— Herr, gibt ihr die ewige Ruhe, flüsterte er im tiefsten Schmerz, o könnte ich dich erwecken, mit meinem Herzblut tät ichs.

Vorwärts, drängte ein Polizist; man darf nicht stehen bleiben. Und der Tischler ward fortgedrängt. Er sah nicht mehr, wie er hinaus kam: seine Augen schwammen in Tränen.

Er hatte seine Wohltäterin, seine Retterin wiedergefunden, wiedererkannt, auf den Totenbette.

Die Kinder.

(Mit einer grossen Abbildung.)

Robert kam mit dem letzten Abendzug aus Paris zurück; in dem sechstausend Einwohner zählenden, etwa 150 km von der Hauptstadt entfernt, in Frankreichs Getreidespeicher gelegenen Ort, wohnte er mit seiner Frau Martha und seinen zwei Buben im Erdgeschoss eines Hauses an einer verkehrsreichen Strasse, doch mitten im Städtchen, gegenüber der Realschule, hinter dem Theater, am Weg zum geschichtlich wertvollen Schloss. Sein Beruf liess ihn gerade soviel daheim als draussen; als Getreidehändler musste er in seinem Arbeitszimmer stundenlang am Fernsprechapparat sitzen, um anzurufen, Anrufe abzuwarten und wieder anzurufen, und sich in Kaffeehäusern, auf Märkten, an Strassenecken, bei Bauern, bei Müllern einfinden, um zu handeln, zu verhandeln, zu erhandeln, zu begutachten, zu bieten,

zu feilschen; ein nervenzermürendes Gewerbe, zu dem ihn nur der Krieg geworfen hatte, und dem er sich augenblicklich nicht zu entreissen vermochte, weil der Kampf ums Dasein ihn nicht sich aufrichten liess und ihn stes aufs neue vor die Aufgabe zwang, tägliches Geld verdienen für Martha, für Klaus und Hans und für sich. Mittwochs fuhr er früh morgens nach Paris und verbrachte fieberhafte Stunden mit grobmaterialistischen Geldleuten an der Börse und sehnte sich in sein Haus. Wenn er dort anlangte und seine Frau umarmte, derweil die Kinder schon in tiefem Schlaf lagen, machte er ein müdes, verdriessliches Gesicht und klagte:

— Ach wie ekelt mich das ganze Geschmeiss an!

Aber was sollte er tun? Er konnte sich zufrieden geben, wenn nicht noch